

Sosehr Juden und Nichtjuden, sosehr wir alle daran interessiert sein müssen, diese Entwicklung bis hin zu perfekt organisiertem Massenmord wachzuhalten – der Würde der gewaltsam Entwürdigten wegen und weil wir der jungen Generation, den Unbeteiligten, die mit keiner Schuld belastet sind, helfen wollen, frühzeitig Gefahren zu erkennen –, so deutlich müssen wir auch sehen, dass für einen Grossteil der deutschen Bevölkerung das Bild vom Juden fast ausschliesslich der geknechtete und gepeinigte Jude ist.

Der Oberrat der Israeliten Badens, so nennt sich traditionell die Gemeinschaft der Juden im badischen Landesteil, möchte mit dieser Ausstellung den Blick weiten. Sie dokumentiert die vielfältigen kulturellen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Leistungen überzeugter jüdischer Patrioten, deren leidenschaftliche Verantwortung für ihren Staat, dem sie sich nicht weniger deutlicher zurechneten als andere.

Wir wissen, dass wir an diese Tradition nicht einfach anknüpfen können, um sie heute problemlos und unbekümmert fortzusetzen. Dazu war der Einbruch zu gross und das Martyrium in seinem Ausmass zu schrecklich. Darüber hinaus müssen wir uns verdeutlichen, dass vor der NS-Diktatur in Baden 24 064 Juden lebten. Heute sind es noch 1350, darunter nicht wenige, die jetzt erst beginnen, hier heimisch zu werden. Diese kleine Zahl jüdischer Mitbürger erschwert zwangsläufig die Begegnung mit dem Judentum. Wir sollten versuchen, diese Hürde des Kennenlernens zu überwinden. Denn solange wir zu wenig voneinander wissen, solange vor allem Juden – nicht zu vergessen als Folge der radikalen und unerbittlichen Verfolgung – wegen ihrer Rarität wie Exoten angesehen werden, kann ein Dialog schwerlich entstehen.

Und damit wären also Versuche des Neubeginns eines bewussten und reiferen Miteinanders gescheitert, noch ehe wir ernsthaft den Versuch gewagt haben. Doch wir wollen dieses Risiko nicht unvorbereitet und nicht leichtsinnig auf uns nehmen. Die Erfahrungen in diesem Jahrhundert lassen einen solchen Leichtsinns nicht mehr zu. Aber wir wollen auch die kaum vorstellbare Leistung unserer Väter und Mütter wachhalten, die nach den bitteren zwölf Jahren in einem unfassbaren und blinden Zutrauen hierher zurückkehrten und damit vor sich und wirkungsvoll vor der Welt demonstrierten, dass sie ein anderes Deutsch-

land als das der vernichtenden Barbarei für möglich hielten.

Das Wagnis hat sich gelohnt, wenn wir alle uns auch gestehen müssen, dass wir noch immer am Anfang stehen und in unserer Wachsamkeit nicht nachlassen dürfen.

Nur – um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen – diese Wachsamkeit ist nicht die herausragende Rolle der Juden in unserem Land. Die Juden sind nicht die bestellten leidgeprüften und darum besonders aufmerksamen Wachhunde. Diese Aufgabe obliegt allen. Denn am Schluss sind alle betroffen. Wer die Würde dem einzelnen abspricht, spricht sie allen ab – auch und zuerst sich selbst. Mit dieser Ausstellung wollen wir auch ins Gedächtnis zurückrufen, wie eng christlich-abendländischer Geist mit dem Geist des Judentums verwoben ist, weil sich beide über Jahrhunderte hinweg befruchteten. Und wir sollten darüber Rechenschaft abgeben, dass die Geschichte des Abendlandes ohne das Judentum nicht hinreichend erklärt und verstanden werden kann.

Hätte dieses Bewusstsein der Befürchtung vorgeherrscht, wäre es nicht im nationalistischen Wahn krampfhaft unterdrückt worden, dann hätte dieses Jahrhundert vermutlich einen anderen, glücklicheren Verlauf genommen. Christen und Juden sind auf eine gemeinsame Basis verpflichtet; es ist für beide oberstes Gebot. Die Kinder lernen es im Elternhaus und in der Schule. Jedenfalls sollte es so sein. Es heisst einfach: Liebe deinen Nächsten, er ist wie du.

Das ist die Grundlage, auf der wir einander begegnen. Sie muss als Richtschnur unseres Verhaltens dienen. Das ist, wie jeder von uns weiss, eine hohe Anforderung, der wir nur selten gerecht werden. Doch nicht die Erfüllung des Gebotes ist die Richtschnur, sonst müssten wir frühzeitig verzagen, sondern das Bemühen. Darin sollten wir alle miteinander wetteifern.

Erlauben Sie einem Angehörigen der jüngeren Generation, der – nur – seines Alters wegen von der Mühsal und der Verfolgung verschont blieb und bewusster Bürger dieses Landes ist, einen Vorschlag: Nehmen Sie Ihren jüdischen Mitbürger so, wie er ist. Sehen Sie ihm seine Torheiten nach, wie Sie selbst erwarten, dass man Ihnen die Ihren nachsieht, und übersehen Sie dabei nicht, dass er, nur deshalb, weil er Jude ist, mehr Narben auf einer dünner gewordenen Haut trägt als die meisten anderen.

VI Niemals vergessen

Zum 20. Juli^{1/1a}

Eine Gedenkrede von Otto Küster, Stuttgart

Verehrte Hinterbliebene, meine Damen und Herren!

Der Landesrat hat mir die Ehre erwiesen, mir heute das Wort zu geben, damit ich zum Gedächtnis der Opfer und Märtyrer spreche. Ich habe das bisher nur ein einziges Mal vor 7 Jahren getan. Wer selbst nicht aus den Reihen der Verfolgten und Widerstandskämpfer stammt, wer nur

einer ihrer beschämten Mitbürger ist, tut gut daran zu wirken, solange er das kann, und im Sachzusammenhang seines Wirkens natürlich auch zu reden, nicht aber zu reden in feierlichen Räumen und in feierlichen Stunden, als könne er diejenigen ehren, deren stummes Zurückfragen, wo er denn damals gewesen sei, ihm, wenn er versteht, den Mund verschliesst.

Eines allerdings kann der Beschämte sagen, was die zu Ehrenden ihm nicht verweisen können: Er kann sagen, dass er sich schämt. Unsere Bundesrepublik hat in all ihrer vitalen Unbussfertigkeit doch auch wieder zu ihrem Oberhaupt einen Mann erwählt, der eben dies für uns alle seinerzeit aussprechen konnte und wollte.

Denken wir aus unserer Nachkriegsgeschichte dieses eine unvermutete Wort von der deutschen Kollektivscham fort, so wäre im Gebraus unseres zeitgenössischen Redens

¹ Diese Rede wurde am 16. 9. 1954 vor den Hinterbliebenen der Opfer des 20. Juli 1944 in München gehalten. Ihr Inhalt ist heute nicht weniger zeitgerecht.

^{1a} Anm. d. Red. d. FrRu: Zum 40. Jahrestag des 20. Juli ist diese Rede auch noch »zeitgerecht«, wenngleich sich einige Beispiele geändert haben mögen. Wir entnehmen den Beitrag dem »Rundbrief« X/1957/58 (Nr. 37/40), S. 3–6.

Zeitgerecht auch ist sie zum Gedenken am 8. Mai 1985: *Der Besiegung »des Bösen, dessen Erscheinung als geschichtliche Macht für eine unauslöschliche Zeitspanne mit dem Namen Deutschland identisch war...«* s. u. S. 51.

überhaupt nichts hörbar geworden, was die moralische Grundsituation des übriggebliebenen Volkes massgebend aussprach. Dieselbe Stimme, in ihrer Autorität neu bestätigt, hat nun zum 10. Jahrestag des 20. Juli so etwas wie ein deutsches Staatsbekenntnis zu diesem Tag und zu den 5000 Märtyrern ausgesprochen, deren Name sich mit diesem Datum verbindet. Es war eine offizielle Rede, aber jeder weiss, dass dieser Redner meint, was er sagte. Nur wer im intimen Kreis Aug in Auge mit der gegnerischen Gesinnung ohne Ausbiegungen dasselbe sagt, leistet hier noch etwas, das die Präsidentenrede ergänzt. Ich bin mir also des geringen Zeugniswertes bewusst, wenn ich hier unter Gleichgesinnten und im auch schon fast offiziellen Rahmen dieser Feier sage: Mir, einem privaten Deutschen, der am 20. Juli 1944 in die Normandie marschierte, der bei dem Haufen bis zum Ende blieb, der überzeugt war, dass nichts in der Art des 20. Juli gelingen oder auch nur etwas Greifbares nützen könne, und dass uns Deutschen vor dem Zuendebloten und ohne das Zuendebloten kein Heil mehr werden könne, der aber auch weiss, wie sehr ihn die ernsthafte Aufforderung eines Verschworenen, er solle mitmachen, in tiefster Seele erschreckt haben würde, wie sehr ihn der Jammer um Frau und Kind und das Grauen vor Leiden und Tod in öffentlicher Unehre gepackt haben würden, mir jedenfalls, dessen damalige Situation und Einstellung wohl einigermaßen typisch war, ist es ein Vorwurf, am 20. Juli nicht dabei gewesen zu sein.

Ich glaube an die alten christlichen Grundbegriffe, die ich alle erst kennengelernt habe, nachdem ich eigene Erfahrungen gemacht hatte, für die ich Begriffe suchte. So glaube ich an stellvertretendes Leiden und stellvertretende Genußnahme. Wenn ich mir unter der Zahl der Märtyrer den heraussuche, der sozusagen das von mir Unterlassene für mich getan hat, so wäre es Berthold Stauffenberg, der Jurist und stille Bruder des hochgemuten Kopfes der Verschwörung, der Mann, der nicht an das Gelingen der Sache glaubte und sich doch zu ihr hielt und für sie starb, weil eine Sache mit besserem Glückstern in dieser Finsternis sich nicht zeigen wollte und weil es ihm besser erschien, es werde ein hoffnungsloser Einsatz gegen den Mordstaat unternommen als überhaupt keiner. Wir haben seit diesem Jahr das Buch, das die Witwe des sozialistischen Propheten und Blutzengen Julius Leber so sorgsam hat ausreifen lassen und das nun wirklich ein deutsches Martyrologium geworden ist². Es wäre würdig und dienlich, wenn nach alter Art ein jeder von uns Verschonten sich daraus einen Hausheiligen erwählte, zu dem, zu dessen stellvertretendem Leiden er eine konsequente Andacht pflegt. Es ist ein milder Büsserstand, denke ich.

Wenn ich vom Büsserstand spreche, zitiere ich die Rede, die ich vor dem Mahnmal für die ermordeten württembergischen Juden vor 7 Jahren hielt. Heute zögere ich fast vor diesem Zitat, aber nicht zu zögern brauche ich, zu wiederholen, was laut des damals Gesagten auf alle Fälle zu unserem ernst genommenen Büsserstand gehöre, nämlich der Entschluss, gutzumachen, was noch gutzumachen ist, und der Entschluss, dasselbe nicht ein zweites Mal zu begehen oder begehen zu lassen.

Mit dem ersten Entschluss, gutzumachen, was noch gutzumachen ist, ist es uns seitdem so gegangen, wie man in diesem Kreis weiss. Das fast Unwahrscheinliche ist zustande gekommen: der Sühnevertrag mit Israel. Er hat ein tröstliches Licht und sogar die Farben einer ersinnenden Phantasie in unsere düstere Wiedergutmachungsgeschichte gebracht, und da er ohne Zweifel getreulich erfüllt wer-

den wird, wird die Helligkeit noch wachsen, die von diesem Akt des Sichaufraffens ausgeht. Gelang so das Aussergewöhnliche, so ist uns andererseits das Selbstverständliche fast misslungen: die Wiedergutmachung an den überlebenden Verfolgten als einzelnen. Geben wir uns heute vor den Toten Rechenschaft darüber, so ist einerseits klar, dass für die misslungene Wiedergutmachung sicherlich nicht das Fehlen der Mittel die Ursache bildet. Andererseits ist auch böser Wille nicht das rechte Wort. Schon deshalb nicht, weil zwar das Gute, aber keineswegs das Böse seinen Sitz im Willen zu haben pflegt. Was fehlt sind Kräfte. Zunächst in dem simplen Sinn, dass die Leute nicht zu finden sind, die die schwierige, verfängliche, isolierte Sache anpacken möchten. Aus den Bonner Beratungen von 1953 bleibt der Eindruck unvergesslich, wie sich das Ausschusszimmer leerte, wenn das Wiedergutmachungsgesetz aufgerufen wurde, um sich dann wieder zu füllen, wenn das Gesetz über den Vollstreckungsschutz an die Reihe kam, so gewiss dieses nur eine wenig drängende Ziselierarbeit war, und jenes eine elementare Rechtsaufgabe lösen sollte. Aber die Kräfte fehlen vor allem auch in der Brust des einzelnen, der sich, gern oder nicht, mit der Aufgabe abgibt. Sie ernst zu nehmen ist eine solche Strapaze, dass der Arbeiter auf diesem Feld ernstlich fürchten muss, sein Persönlichkeitsbild dabei zu verändern. Man darf nicht allzusehr mit ihm hadern, wenn ihm das nicht geheuer ist und er vorzieht, sich zu der kühleren Haltung blosser Korrektheit zu stimmen. Hinzu kommt, dass es auch solche Mitwirkende gibt, in deren Gemüt Veränderungskräfte aufstehen und sich ungesehen mit an die Arbeit machen, etwa nach dem Modell: Mir ist es im Dritten Reich bis zum Ende ganz gut gegangen, also kann dieses Reich bis zum Ende keine ganz schlechte Sache gewesen sein, also kann die Wiedergutmachung keine ganz gute Sache sein. Die Folge sind Argumente und Beschlüsse, die auf keinem anderen Feld denkbar wären.

Noch in allerjüngster Zeit bot der Finanzausschuss des Bundesrats zusammen mit den Sprechern der Bundesregierung ein Beispiel dieser plötzlichen Ausschaltung alles gewohnten Denkens, als man sich darauf versteifte, den Verfolgungswaisen, die als Lehrlinge oder Werkstudenten 75 Mark im Monat verdienen, müsse dafür die ganze Waisenrente gestrichen werden, obschon diese mindestens 100 Mark beträgt und bis zum 2½fachen steigen kann. Finanziell handelt es sich um einen Punkt ohne alle Tragweite, aber figurativ um ein neues Mosaiksteinchen, das die Züge des Gesamtbildes verzerrt. So grotesk wie das Ergebnis war die Begründung. Man verwechselte zwei Dinge, die gewiss noch kein deutscher Beamter jemals verwechselt hat: nämlich die Kinderzuschläge, die er zu seinen Lebzeiten bekommt, und die Waisenrenten, die nach seinem Tod seine Kinder erhalten. Diese Fahrigkeit gibt der Wiedergutmachungsarbeit bis heute das Gepräge. Folge einer tief inneren Abgelenktheit, der auch solche unterliegen, die es nicht nötig haben. Es wäre verfehlt, einzelne verantwortlich zu machen, und doch ist der Eindruck vieler Verfolgter verständlich, offenbar sei die deutsche Wiedergutmachung eine Fortsetzung des Nationalsozialismus mit anderen Mitteln. Die zerrüttenden und beirrenden Kräfte, die der Mordgeist von damals zu Diensten hatte, sind mächtig geblieben. Wer unsere Wiedergutmachung miterlebt und noch immer nicht an den Teufel glaubt, den darf man wohl der Ziererei bezichtigen.

In der Präsidentenrede zum 20. Juli war, und das war ein bitterer Tropfen in der Freude, von der praktischen Wiedergutmachung nicht die Rede, namentlich nicht davon, dass endlich eine mit wirklichen Vollmachten versehene, allseitig beschickte Kommission, wie sie für das Gesetz

² Annedore Leber: Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933–1945. Berlin/Frankfurt a. M. 1954. Mosaik-Verlag.

über die Hitlerorden erstmals zur Verfügung stand, von höchster Stelle eingesetzt werden solle, um das noch immer verheissene endgültige Wiedergutmachungsgesetz zu schaffen³. Es ist jetzt schon sehr spät damit geworden. Wir, also diejenigen, die wiedergutmachen wollen, aber nicht können, werden gut tun, nun ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, dass es endgültig zu keiner persönlichen Wiedergutmachung, über die man einmal gerne im deutschen Geschichtsbuch nachliest, kommen wird. Ziemlich wahrscheinlich ist es, dass irgendwann noch ein Anfall von Scham und Bestürzung dazu führen wird, dass eine grosse Summe ungezielt ausgeschüttet wird, nach dem Muster der 5000 Mark, die jetzt schon ein jeder, Mann oder Frau, zu beanspruchen hat, der einmal an der Beendigung irgendeiner Ausbildung verhindert war und diese nicht nachgeholt hat. Diejenigen Opfer unserer schlecht gekonnten Wiedergutmachung, die endgültig leer ausgehen oder sich mit einem Bruchteil ihres Schadens werden begnügen müssen, die trotz dem Satz, dass Unrecht vor Unglück geht, nicht erhalten, was jeder Vertriebene erhält, sie werden sich zu sagen haben, zwar gewiss nicht zu allen Zeiten und gewiss nicht an allen Orten, aber doch immer wieder sei es in der Welt Menschen so ergangen, dass sie nicht gewöhnlichem Unrecht zum Opfer fielen, sondern dass das Böse selbst irgendwo überhand nahm und sie schlug. Für diesen Fall muss der Mensch wohl seinen natürlichen und pflichtmässigen Entschluss, für sein Recht zu kämpfen, modifizieren. Das höchste Unrecht wird dem blossen Unglück, das hinzunehmen ist, wieder ähnlich. Ich bin gewiss, die Opfer werden, wenn es dahin kommt, auch diese Einsicht in guter Art vollziehen und den Tag, wo sie die Akten mit den Unterlagen für ihre Ansprüche versiegeln oder verbrennen, in eigentümlicher Fröhlichkeit verbringen. Denn die Opfer des Bösen, kommen sie nun aus dem Judentum mit seinem uralten Beruf zum Leiden oder aus dem deutschen Widerstand, bringen ja in ihrer Grundhaltung zu einem grossen Teil etwas mit, was den Gesprächspartner sehr zu bewegen vermag, einen Leidensanstand, der in den Spitzenfällen fast ein Grussverhältnis mit dem Bösen hat, als vermöchten sie auszudrücken, dass sie Gott in jeder Gestalt wiedererkennen. Ich brauche nicht zu sagen, dass dies Leute sein können, die den Namen Gottes nicht einmal mit dem Herzen kennen. Sie wissen trotzdem, dass es das gibt, was in der Bibel die Macht der Finsternis heisst und wovon dort gesagt ist: Das ist eure Stunde. Sie wissen ja wohl auch, dass es nicht die geringsten Seelen sind, die

sich das Böse zu seiner Stunde aussucht. Um sie also ist mir nicht einmal so sehr bange. Weniger gut ist mir in bezug auf uns andere zumute, uns, die wir wiedergutmachen wollten und nicht konnten, uns Deutsche im ganzen mit unserer halbbezahlten Rechnung – halbe Leistungen liebt der Himmel ja von jeher besonders. Was birgt der Himmel über Deutschland, unserem wohlgenährten, breitlebenden und Waffenmusik summenden Deutschland? Nahmen und nehmen wir unseren Büsserstand nach der anderen Seite ernst, dass wir alles tun, damit nicht noch einmal geschehen kann, was geschah?

Die Beobachtungen, aus denen man die Beantwortung auf diese Frage gewinnen müsste, sind so zwiespältig, schillernd und verwirrend, dass kein redlich verantwortetes Urteil möglich ist. Sicher ist, dass wir vor 7 Jahren die Frage, ob alles getan sei, mit viel besserem Grund hätten bejahen können, als wir es heute können. Ich will mich heute auch in Hinsicht auf diese zweite Frage beschränken auf unser Verhältnis zu den Opfern und Märtyrern und einen weiteren Aspekt dann nur noch berühren. Unser Verhältnis zu den Opfern und Märtyrern ist ja im Hinblick auf unsere Frage nicht etwa eine entlegene Einzelheit. Gegen die Wiederkehr des Bösen, das uns in seinen Fängen hatte, helfen in erster Linie nicht Waffen, Sicherheitssysteme, Institutionen; sondern alles das kann so oder so wirken, je nachdem der Geist unseres öffentlichen Lebens und die Andacht unseres Herzens beschaffen sind, diese beiden unsichtbaren Dinge, die in so erstaunlicher Kommunikation stehen.

Unser Verhältnis zu den Märtyrern ist nicht wirklich in Ordnung. Gerade dieses Verhältnis ist zwiespältig, ja zwiezüngig. Auf Berliner Briefen findet man in diesen Wochen eine Gedenkmärke der deutschen Post in Berlin zum 20. Juli. Aber es liegt nicht einmal ein Gesetzentwurf dafür vor, dass der 20. Juli Nationalfeiertag werde, was doch der 17. Juni so schnell geworden ist. Der Präsident hat sein Staatsbekenntnis zum 20. Juli abgelegt, so wie er auch mitten im Winter nach Bergen-Belsen gewallfahrtet ist. Aber mit seiner Gefolgschaft schon aus dem nächsten Rang der Hierarchie ist es merkwürdig bestellt. Der 20. Juli ist auch der Tag des Falles John geworden, und alsbald hörten wir als Fazit aus Ministermund, künftig müsse ein Mann nicht nur rechtfertigen, warum er Nationalsozialist geworden sei, sondern genauso, warum er es nicht geworden sei. Der Ausspruch ist beirrend und stärkt die Frechen, auch wenn man weiss, dass der Urheber als Nationalsozialist in einem wichtigen Bereich späten, aber dann robusten Widerstand geleistet hat. Ehrt diesen Mann immerhin eine gewisse Entschiedenheit, so hat andererseits die Weisheit einer deutschen Landesregierung zu diesjährigen 20. Juli den Beschluss gezeitigt, es erscheine als das Beste, an diesem Tag sich überhaupt still zu verhalten. Es kommt auf dieselbe Weisheit hinaus, wenn die Ordenskanzlei in Bonn ihren Segen unparteiisch für und gegen den Widerstand ausschüttet. Die Erklärung des Gesetzgebers, der Widerstand gegen die Gewaltherrschaft sei ein Verdienst um das Wohl des deutschen Staates und Volkes gewesen, klingt hohl, wenn der lebendige öffentliche Geist sich nicht vollkräftig ebenso vernehmen lässt. Freilich wäre es keine Besserung, wenn man versuchen wollte, mit Strafe und Zwang kalten Respekt und formelhafte Bezeugungen zu erzwingen, wo gewachsene Achtung und Andacht allein etwas bedeuten können. Es soll ruhig der Wortkampf mit denen weitergehen, denen die Verbrechen nur eilige Konzessivsätze entlockten, damit sie dann breit dabei verweisen können, wie man eben doch bei denen, die uns von den Mördern befreien wollten, über die Tatsache des Eidbruchs innerlich nicht hinwegkomme: oder wie bezeichnend es eben doch sei, dass

³ Mittlerweile erging vom 29. 6. 1956 das Dritte Gesetz zur Änderung des Bundesergänzungsgesetzes zur Entschädigung der Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung, drei Durchführungsverordnungen hierzu sowie vom 19. 7. 1957 das Bundesgesetz zur Regelung der rückerstattungsrechtlichen Geldverbindlichkeiten des Deutschen Reichs und gleichgestellter Rechtsträger (BRüG); ferner die elfte Durchführungsverordnung zum Lastenausgleichsgesetz vom 18. 12. 1956; das Bundesgesetz über den Aufruf der Gläubiger der IG.-Farben vom 31. 5. 1957, durch welches den ehemaligen KZ-Häftlingen, die in Buna-Monowitz, Hevdebreck, Fürstengrube und Janinagrube Zwangsarbeit für die IG.-Farbenindustrie geleistet haben, die Durchsetzung ihrer Ansprüche nach Massgabe des mit der IG.-Farbenindustrie geschlossenen Vergleichs ermöglicht werden soll (siehe unten S. 89): das Gesetz betr. Verlängerung der Anmeldefrist für BEG-Ansprüche bis zum 1. 4. 1958. Zu erwarten ist noch der Erlass einer Durchführungsverordnung betr. Erhöhung der BEG-Renten (Anm. d. Red. d. FrRu). – Vgl. dazu u. a.: Rechtsanwalt *Otto Küster*: »Das Minimum der Menschlichkeit. Lehrprozess für unsere Zeit. Plädoyer vor dem OLG Frankfurt/Main i. S. Wollheim/IG Farben, gehalten 1. 3. 1955«. In: FrRu VIII (Nr. 29/32), November 1955. Sonderdruck (*erhältlich als Fotokopie über die Red. d. FrRu*). – Mittlerweile wurden auch eine Reihe anderer gesetzlicher Bestimmungen im Rahmen der sog. »Wiedergutmachung« erlassen. (Vgl. dazu auch das mit dieser Hilfe zum Teil ermöglichte Altenwohnheim in Nahariyya, s. u. S. 98.)

der Attentäter nicht einfach die Pistole gezogen, sondern mit der unmöglichen Bombe gearbeitet habe, weil er von der Sache doch auch selbst noch etwas haben wollte. Her- gang und Motive, und die Gründe des Missgeschicks, müssen ausdiskutiert werden; wo das nüchtern geschieht, pflegt es dem Profil der damals Handelnden zugutezu- kommen. Aber freilich ist der Geist, der vom Kleinen statt vom Grossen, vom Zweiten statt vom Ersten, vom Kor- rekten statt vom Rechten sein Aufheben macht, zu einer wühlenden Gegenmacht geworden.

Halbheiten haben ihre Folgen, und da das Halbe ein Bö- ses ist, bringt es forzeugend Böses hervor. Wir stehen im Begriff, unser grosses Europaprojekt scheitern zu sehen, mit allen Verhängnissen, die das bedeutet; denn wenn unsere Wiederbewaffnung schon unvermeidlich ist, so hätte sie auf europäisch weitaus am ehesten Elemente der Scham in sich aufgenommen, die einiges von dem nieder- gehalten hätten, wovor uns beim Gedanken an unser Waffentragertum nicht gerade grundlos graut. Aber wie konnten wir hoffen, Europa zu schaffen, wenn wir es aus- schlagen, gemeinsame Gräber zu haben?

Die Gräber der Opfer und der Märtyrer hätten gemeinsa- me Gräber werden können⁴. Gewiss war das, was die Märtyrer betrifft, für uns mit einer Schwierigkeit verbun- den. Wenn unser Blick in der Einfahrt eines französischen Hospitals auf die Gedenktafel fällt, die die Résistance der hingerichteten Krankenschwester gesetzt hat – nun, sie mochte hingerichtet worden sein wegen Verbindung mit dem Marquis, dessen Kampfweise bei uns ein anderes Gedächtnis hinterlassen musste als der offene Krieg. Aber Schwierigkeiten dieser Art innerlich durchzuarbeiten und sie in Worten und Gesten zu meistern, das eben wäre Aus- druck eines ernstgenommenen Büsserstandes derer gewe- sen, in deren Namen das Unrecht entfesselt worden war. Statt dessen geht nun durch die deutschen Hinterstuben die interne Aufklärung, selbst Oradour, nun ja, die Exe- kution der Männer sei gewiss eine harte Kriegsmassnah- me gewesen, aber was die Frauen und Kinder anlange, so wisse man ja jetzt, dass der Brand und die Explosion in der dunklen Kirche die Folge eigener Unvorsichtigkeit ge- wesen seien. Und wenn das im Dunkeln geflüstert wird, um so öffentlich beschäftigt uns das Gesetz über die Tragweise der Hitlerorden, und mit keinem Wort setzt sich die Begründung oder irgendeine offizielle Stimme da- mit auseinander, welche ernsten Gegengründe hier beisei- te gesetzt werden sollen. Die neue deutsche Wehrmacht will wieder in derjenigen Stufung von Ehre und Ruhm an- treten, die ihr der Führer gegeben und hinterlassen hat. Es soll darüber hinweggeschritten werden, dass die Wehr- macht Adolf Hitlers die Männer des 20. Juli ausgestossen und auf den Platz der Unehre verwiesen hat. Und es soll darüber hinweggeschritten werden, was diese Wehrmacht durchweg hatte ermöglichen müssen und in nicht auszu- löschenden Einzelfällen selbst hatte durchführen müssen: die amtlichen Massenmorde im Osten. Ich kann von dem Gedanken an das Ordensgesetz die Erinnerung an jene Nachtwache im Juni 1943 nicht trennen, als der andere Mann unseres Doppelpostens, von dem die Kompanie wusste, dass es mit seiner plötzlichen Versetzung aus dem Osten eine Bewandnis hatte, mich plötzlich anschrie. *Mensch, erschiess du mal Kinder!*

Unser Ernst, unsere Aufmerksamkeit, unsere innerste Zu- wendung sind nicht in Ordnung. Es ist *noch* nichts einge-

rostet und erstarrt, es ist noch Bewegung, aber zur Furcht ist mehr Grund als zur Hoffnung. Wenn das Innerste in einem Volk nicht in Ordnung ist, wenn es nicht weiss, ob es seine Märtyrer und Helden ehren oder ablehnen soll, folgt unausbleiblich, dass sich auch die weiteren Schichten seines Gesamtlebens missentwickeln. So verfolgt der Be- obachter mit grösster Sorge unsere rapide Rückbildung zum autoritären Geheimstaat. Das Geheime steht in viel- fältiger Beziehung zum Bösen. Das Böse bekennt sich nicht zu dem, was es im Geheimen tut; aber gern bekennt es, dass es Geheimen tut. Eine Geheime Staatspolizei, die öffentlich so heisst, ist an sich ein Widersinn; aber das Ge- heime schreckt als das Bekannte, und so ist das Geheime ein Hauptmittel des Bösen. Noch gibt es keine Stätten, von denen niemand wissen und niemand erzählen darf, wie es dort zugeht. Aber schon weiss jedermann, dass er nicht weiss, von wem er überwacht wird. Es schien nach 1945, wir würden ein Staatsgebäude bekommen von Licht und frischer Luft durchflutet. Seitdem sind viele Fenster mit blindem Glas versehen, viele Mauern mit verschlosse- nen Türen und herabgelassenen Schaltern eingezogen worden. Waren wir bis 1949 ein Land ohne Staatsgeheim- nisse, so plagen uns jetzt schon durch ihre Zahl die Ver- fahren über verratene Staatsgeheimnisse als Staatsgeheim- nisse zweiten Grades. Ja es bleibt geheim, *was* überhaupt ein Geheimnis ist; denn die Gesetze definieren das nicht, sondern setzen es voraus, und was die Gerichte aus dem Begriff machen, steht in geheimen Urteilen, so dass keine Öffentlichkeit, auch nicht die juristische Fachöffentlich- keit, über die Entwicklung wachen kann. Es war schon einmal so, in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik, als der Widerstand gegen den sich organisierenden Hoch- verrat zum landesverräterischen Geheimnisverrat gestem- pelt wurde. Mit den bloss dienstrechtlichen Geheimnissen, deren Lautwerdenlassen den Beamten disziplinar verant- wortlich macht, steht es ähnlich; es ist geheim und muss erraten werden, was eigentlich geheim sei. Die Folge ist angstvolle Vorsicht, Anwachsen des Geheimgehaltenen ohne sachlichen Grund, in den oberen Stufen die Höf- lings-, in den unteren die Lakaizenmiene, gezeichnet von der Mitwisserschaft dessen, was nur die Herrschaft angeht. Aber jeder Geheimnisträger ist in Wahrheit ein Ba- zillus in einer Volksgemeinschaft.

Im Geheimen gedeiht die Verleumdung. Es streicht ein er- ster Hauch von Inquisition über unser Land, im strikten Sinn jener Verfahren, in denen Anklage und Zeugen vor dem Angeklagten geheimgehalten wurden und in denen sich Verbrechen verfolgen liessen, die nur im Wahn der Verfolger existierten. Als vor 700 Jahren diese Verfahren Europa überzogen, in einem schrecklichen Rückschritt der Rechtsgeschichte, sollen die Ketzer, die ihre ersten Opfer waren, für das Böse viele Namen genannt haben; einer davon, aus der Bibel gezogen, hiess: Est et non. Auf deutsch etwa: So und Nichtso. Ich sage es, habe aber nichts gesagt. Das ist sehr genau das Signum des Unheim- lichen, das heute als eine Vorform des Bösen unter uns umgeht und rasch an Macht zunimmt.

Die Märtyrer, die wir heute ehren, sind angetreten gegen den vollendet bösen Staat, der zugleich der vollendete Ge- heimstaat war. Weil sie von den ruchlosen Geheimnissen jenes Staates das, was sie wussten, beim Namen genannt hatten, starb in dieser Stadt, zum dauernden Ruhm ihrer Universität, eine blühende Jugend. Das Böse, dessen Er- scheinung als geschichtliche Macht für eine unauslöschliche Zeitspanne mit dem Namen Deutschland identisch war, ist besiegt worden durch die Waffen der Feinde und unser innerstes Gebet um Sieg derer, gegen die wir äusserlich kämpften. Es ist auf diese Weise nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Es blieb regenerationsfähig, es

⁴ Im Oktober 1957 wird in Oelde/Westf. ein Ehren- und Mahn- mal für die Opfer der beiden Weltkriege eingeweiht werden. Neben den Namenstafeln für rund 1000 gefallene und vermisste Soldaten ist auch eine Tafel angebracht für jüdische Mitbürger mit folgender Überschrift: »Jüdische Mitbürger, die in den Jahren 1933–1945 gewaltsam ums Leben kamen«. Dann folgen die Na- men.

kann sich wieder zu einem heillos ›gesunden‹ Ganzen auswachsen, das blitzartig zuschlägt und uns übermannt. Bis zu dem Staat der einsam-kontaktlosen Entschlüsse, des obrigkeitlichen Geheimtuertums, der allzuvielen Geheimnisträger, bis zum Staat der nun fast schon permanent gewordenen Halbherzigkeit und Zweisüßigkeit in dem, was den Opfern und Märtyrern entgegengebracht wird, hat sich das deutsche Böse schon regeneriert. Und es ist schön kräftig genug, nach denen zu schlagen, die an seinem Geheimnis zerren; denn das Gute ist in seinem Wesen offenbar, das Böse aber ist ein Geheimnis, wie schon die Bibel sagt, und es ist darauf angewiesen, Geheimnis zu bleiben. Wer kennt sein nächstes Gesicht? Als Ernst Jünger 1940 dem Bösen das Gesicht eines Oberförsters gab, täuschte er nicht nur die Verfolger, sondern gab auch den Mitwissern ein Rätsel auf; denn nach einem Oberförster sah Hitler bei allem gelegentlichen Bemühen um Biederkeit und Volksvatertum doch nicht gerade aus. Aber ob nicht das nächste Böse uns wirklich in vollkommener Biedergestalt einfängt, wer wollte dafür 1954 ein Pfand geben.

Uns, die wir um die Kraft bitten, die Wiederkehr des Entsetzlichen abzuwenden oder andernfalls es doch nicht noch einmal als beschämte Zuschauer zu überleben, uns

erschreckt immer wieder der Gedanke, wieviele und was für Männer und Frauen diesem Volkskörper fehlen, weil sie das Märtyrerschicksal auf sich genommen haben. Wir möchten uns wohl trösten an dem alten Glauben, dass jeder, der dem Bösen getrotzt und bis ans Ende beharrt hat, auch an der Kraft des Bösen gezehrt hat und dass das Blut der Märtyrer der Same echter Menschengemeinschaft ist. Aber wir wissen nichts Verlässliches über die Stärke des Gegners, der nicht von Fleisch und Blut ist. So müssen unsere letzten Entschlüsse, ohne der Hoffnung abzusagen, doch unabhängig von jeder Hoffnung sein. Es können darum doch leuchtende Entschlüsse sein. Ich sehe meinen Hausheiligen Berthold Stauffenberg, der unabhängig von Hoffnungen mittat, über zweieinhalb Jahrtausende hinweg an der Seite der biblischen Männer im Feuerofen. Gott, sagten sie zu dem abgöttischen König, kann uns wohl aus diesem Ofen erretten. Aber wenn er es nicht will, so sollst Du dennoch wissen, dass wir *Deine* Götter *nicht* ehren wollen. Indem wir, in gehärteter Resignation hinsichtlich jeden äusseren Erfolges, dasjenige nicht ehren, was so gebieterisch lockend und drohend geehrt zu werden verlangt, ehren wir die, vor deren unsichtbarem Angesicht wir heute zusammengekommen sind.

9 Jüdisches Erbe in Deutschland als Botschaft und Herausforderung

Ansprache von Landesrabbiner Dr. N. Peter Levinson am 10. März 1984 in der Synagoge in Worms*/**

Über die Opfer spricht das dritte Buch Mose, das wir heute angefangen haben zu lesen, über Opfer und die Stätte, wo sie dargebracht wurden: das Stiftszelt, beziehungsweise später der heilige Tempel zu Jerusalem.

Jerusalem ist öfter das Thema der christlich-jüdischen Gesellschaften gewesen. Wie könnte es auch anders sein? Nicht nur Juden beziehen sich auf die heilige Stadt, indem sie sagen: »Wenn ich dein vergesse, Jerusalem, verdorre meine Rechte!«, sondern auch für Christen ist diese Stadt heilig und verehrendswürdig.

In diesem Jahr jedoch beschäftigen sich die Gesellschaften mit dem jüdischen Erbe in Deutschland als Botschaft und Herausforderung. Und dies paradigmatisch am Beispiel dieser Synagoge, die vor 950 Jahren erbaut wurde. Nach einer Quelle hatte der Bau schon 20 Jahre vorher, im Jahre 1014, angefangen. Denn jüdisches Leben spielte sich immer zwischen Zentrum und Peripherie, oder wie es *Leo Baeck* ausgedrückt hat, in den zwei Brennpunkten, dem Land Israel und der Diaspora ab, und dies schon in biblischen Zeiten. Israel war nicht denkbar ohne die Diaspora und die Diaspora nicht ohne Israel. Was wäre das Judentum ohne die Propheten des Exils, ohne den Babylonischen Talmud, ohne Sura und Pumbeditha, ohne Alexandrien und Fostat, ohne Fez und Cordoba, ohne Toledo und Gerona, ohne Lucca und Venedig, ohne Wilna und Warschau? Und was wäre es ohne Regensburg, Köln, Mainz, Speyer und Worms? Hier, in dieser Stadt wirkten die Grössten unserer Geschichte: Juda ben Baruch, Meir ben Isaak, Jakob ben Jakar, Isaak ben Elasar, Kalonymus ben Schabtai, Menachem ben Jakob, Eleasar Rokeach, Baruch ben Meir und Meir von Rothenburg, Jakob Moellin – der Maharil –, Samuel Bacharach, Samuel Oppen-

heimer, Samson Wertheimer, Elia Loans, Jefta Juspa, Jair Bacharach, der Autor des Chawot Jair, und unzählige andere, die nicht alle aufgezählt werden können, noch viel weniger können wir hier von ihnen berichten. Und vor allem hat Raschi hier studiert und wohl auch einige Zeit gewirkt.

Zur Zeit, als der Tempel in Jerusalem noch bestand, so wird erzählt, kamen die Sendboten aus Jerusalem auch in die Urwälder Germaniens. In der römischen Niederlassung Borbetomagus, die erst in merowingischer Zeit Wormatia wurde, forderten sie die dort lebenden Juden auf, gemäss den Vorschriften der Tora zu den Wallfahrtsfesten im Tempel zu Jerusalem zu erscheinen. Sie erhielten zur Antwort: »Saget den Weisen im Lande unserer Väter, wir haben uns hier, an den Ufern des Rheins, ein neues Jerusalem gegründet.« Ob es sich hier um mehr als eine fromme Sage handelt, ist zweifelhaft. Aber auch das Erzählen dieser Sage ist nicht unwesentlich, deutet sie doch auf eine unzweifelhaft alte Tradition, die aus Gründen der Apologetik ebenfalls behauptet, dass Juden schon vor der Entstehung des Christentums hier ansässig gewesen waren.

Weshalb berichte ich das hier? Nicht nur aus geschichtlichem Interesse, das naturgemäss heute im Mittelpunkt unserer Betrachtungen steht, sondern auch aus geschichtsphilosophischen und theologischen Gründen.

Da ist zunächst das Recht auf *Leben*. Man spricht heute so oft davon, dass die Juden im Staat Israel ein Recht haben zu existieren. Wie grosszügig! Ich kann mich hier einer aufsteigenden Bitterkeit, ja, eines zutiefst traurigen Zynismus nicht erwehren! Wie weit ist die Welt gesunken, dass sie das Lebensrecht eines Volkes besonders betont und erwartet, dass man ihr dafür noch auf die Schultern klopft! Aber nicht nur die Juden in Israel haben ein solches Recht, auch die Juden der Diaspora betonen ihr

* Gehalten anlässlich der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit.

** Mit freundlicher Genehmigung des Autors.